

# KARL MAY



DIE LIEBE DES ULANEN I

Die Herren von Königsau

Weltbild



# **Die Liebe des Ulanen**

Roman aus der Zeit  
des Deutsch-Französischen Krieges  
von

**Karl May**

Band I

**Weltbild**

Diese Ausgabe erscheint unter Zugrundelegung der 1901  
im Verlag H. G. Münchmeyer, Dresden-Niedersedlitz,  
herausgegebenen Buchfassung mit den Einzeltiteln der Buchausgabe  
von 1905 in modernisierter Rechtschreibung.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.sammler-editionen.de](http://www.sammler-editionen.de)

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild Sammler-Editionen  
erschienenen Print-Ausgabe

Copyright © 2012 by Weltbild Sammler-Editionen

in der Verlagsgruppe Weltbild GmbH,

Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Kolorierung der historischen Illustrationen:

Sascha Wullemet, München

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München,

unter Verwendung einer kolorierten Originalillustration

E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-95569-972-7

# **Die Herren von Königsau**

Roman  
von

**Karl May**

Band I des Romans  
»Die Liebe des Ulanen«

**Weltbild**

# 1. Kapitel



er Moseldampfer, welcher des Morgens halb sieben Uhr von Koblenz abfährt, um nach einem Übernachten in Traben-Trarbach die Passagiere nach Trier zu bringen, hatte Zell verlassen und arbeitete sich von Neuem auf den Wellen des herrlichen Stromes aufwärts.

Nebst anderen Passagieren, welche meist den zweiten Platz besetzten, war eine Gesellschaft junger Herren aufgestiegen, welche sich in jener selbstbewussten, nonchalanten Weise nach dem ersten Platz begaben, die den Angehörigen einer bevorzugten

Gesellschaftsklasse eigen zu sein pflegt. Sie musterten die Mitfahrenden von oben herab und nahmen unter dem gegen die Sonnenstrahlen aufgespannten Schutzdach Platz, ohne sich darum zu kümmern, ob sie anderen die wohl berechnete Aussicht auf die lachenden Ufer raubten oder in sonst einer Weise lästig wurden. Ihr in französischer Sprache geführtes Gespräch war so lärmend, so rücksichtslos laut, dass sich aller Blicke verweisend auf sie richteten, doch nahmen sie nicht die geringste Rücksicht darauf. Bei Leuten, welche einer der unteren Volksklassen angehörten, hätte man dieses Verhalten ungezogen genannt; hier jedoch schwieg man, indem man es vorzog, die Rücksichtslosigkeit nur im Stillen zu kritisieren.

Einer von jenen, welcher ein riesiges Monokel in das Auge gepresst hatte, deutete mit seinem Stöckchen auf das Ufer und sagte so laut, dass es jeder auf dem Schiff hören konnte:

»Lieber Graf, ist es nicht eine Schande, dass ein so schöner Fluss und ein so reizendes Land unserem Frankreich noch immer vorenthalten werden? Wann endlich werden wir einmal marschieren, um uns die linke Seite des Rheins, welche uns gehört, zu holen? Ich hasse die Deutschen!«

»Und bereist doch ihre Länder, bester Oberst!«, meinte spöttisch derjenige, an welchen die Worte gerichtet gewesen waren.

»Pah!«, antwortete der Oberst. »Man weiß ja, weshalb man sie bereist. Muss man nicht einen Gegenstand, den man erlangen will, vorher prüfen und kennenlernen?«

Er sprach das in einem Ton, als ob man hinter seinen Worten ein wichtiges Geheimnis zu suchen habe. Er war ein wirklich schöner Mann, und da er bei seiner Jugend bereits den Rang eines Obersten bekleidete, so war anzunehmen, dass er von außergewöhnlicher Geburt sei und einflussreiche Konnexionen besitze.

»Donnerwetter, still«, sagte sein Nachbar halblaut. »Du gerätst sonst in Gefahr, von diesen guten Teutonen für einen geheimen Emissär gehalten zu werden!«

»Mögen sie es tun! Diese Herren Spießbürger sind sehr ungefährlich. Ein Kampf mit ihren tapferen Heerscharen müsste ein wahres Vergnügen sein. Ich bin überzeugt, dass wir im Falle eines Krieges einen sehr unterhaltenden Spaziergang nach Berlin machen würden, ohne von ihnen aufgehalten zu werden!«

»Darüber gibt es gar keinen Zweifel, nämlich, was den Spaziergang betrifft; ob er aber wirklich viel Unterhaltung bringen würde, das ist sehr fraglich. Diese Deutschen sind ein höchst langweiliges Volk, roh, grob zugehackt. Blicke dich um! Findest du unter den weiblichen Passagieren ein einziges Gesicht, welches wert wäre, geküsst zu werden? Ich werde einmal nach der Kajüte gehen, um zu sehen, ob es dort vielleicht etwas Besseres gibt.«

Er erhob sich und stieg die enge Treppe hinab, welche unter Deck führte. Wer die beiden Damen sah, welche da unten auf der schwellenden Plüschottomane saßen, der musste sich sagen, dass der Graf hier finden werde, was er suchte.

Es waren eine Blondine und eine Brünette. Die Erstere war von mittlerer Größe und sehr feinen, doch jugendlich vollen Formen. Unter langen, weichen Wimpern glänzte das milde Licht zweier himmelblauer Augen, durch welche man tief auf den Grund einer sanften, hingebenden Seele blicken zu können schien. Dieses Mädchen war zwar keine imposante, hinreißende Schönheit, aber in ihrer Anmut und Lieblichkeit musste sie selbst in einem auserwählten Damenkreis durch ihre Erscheinung hervorragen.

Ganz anders die Brünette. Von hoher, junonischer Gestalt, schien sie nur zum Gebieten bestimmt zu sein. Ihre Züge glichen denjenigen, welche die Maler jenen persischen Schönheiten zu geben pflegen, welche geschaffen sind, die Sterne eines ganzen Harems zu verdunkeln. Der herrlich modellierte Kopf trug eine Fülle kastanienbrauner Haare, welche die Zofe jedenfalls nur schwer in die moderne Frisur bändigen konnte. Auf der alabasterweißen Stirn thronte ein Adel, welcher dem Gesicht den Charakter der Unnahbarkeit verlieh. Die großen, unter herrlich geschwungenen Brauen blitzenden und von vollen, seidnen Wimpern beschatteten Augen besaßen jene mandelähnliche Form, welche nur der sonnige Orient seinen feurigen Töchtern verleiht; doch war diese Form nicht in jener Weise ausgeprägt, welche man oft an den unvermischt gebliebenen Kindern Israels bemerkt. Das nur leicht und außerordentlich graziös gebogene Näschen war zwar sehr fein geschnitten, zeigte aber doch zwei rosig angehauchte Flügel, welche sich ganz energisch aufzublähen vermochten. Der kleine Mund war geradezu wunderbar geschnitten. Ganz wie zum glühenden, überwältigenden Kuss gemacht, zeigten die granatroten Lippen doch nicht jene schwellende Fülle, welche nur das Vorrecht besonders sinnlicher Naturen zu sein scheint. Und wenn sich diese Lippen zu einem Lächeln öffneten, so erschienen zwei Reihen perlenkleiner Zähnen, an denen sicher selbst der erfahrenste Zahnkünstler kein Fehlerchen hätte entdecken können. Dieser Mund stand eigentlich im Widerspruch mit sich selbst, doch gerade dieser Kontrast war es, der ihn bezaubernd machte. Um die eigenartig graziöse Schwingung der Lippen lagerten sich Trotz und Sanftmut, Stolz und Milde, Selbstbewusstsein und Hingebung, Kühnheit und weibliches Zagen, und es musste der Zukunft überlassen bleiben, welche von diesen Eigenschaften die Oberhand erlangen und dem Gesicht dann sein dauerndes Gepräge erteilen würde.

Die Gestalt dieser Dame war voll, aber nicht unschön üppig, obgleich ein pedantischer Kritikus vielleicht gesagt hätte, dass der Busen, welcher seine sommerlich leichte Hülle zu

zersprengen drohte, die Blicke der Männer ein ganz klein wenig zu sehr auf sich ziehe. Das feingewebte, enganschließende Reisekleid war nicht vermögend, die herrlichen Formen eines sinnberückenden Körperbaues ganz zu verbergen. Das kräftig gebaute Händchen schien nur bestimmt zu sein, mit Inbrunst an das Herz gedrückt zu werden, und unter dem leise emporgerafften Saum des Kleides blickte ein Füßchen hervor, welches den Neid von tausend Damen zu erwecken vermochte.

Diese beiden Mädchen waren in ein sehr eifriges Gespräch vertieft. Sie führten dasselbe, obgleich sie sich ganz allein befanden, doch mit unterdrückter Stimme. Es war daraus zu erraten, dass sie sich vielleicht sehr wichtige und doch sehr jungfräuliche Geheimnisse mitzuteilen hatten.

»Aber, liebe Marion«, sagte die Blonde, »davon habe ich bisher ja gar nichts gewusst. Ich denke, wir haben niemals ein Geheimnis gehabt, und nun erfahre ich zu meinem Erstaunen, dass du gerade das Allerwichtigste, was es für ein Mädchen gibt, mir so lange Zeit und so hartnäckig verschwiegen hast!«

Die Brauen der Brünetten zogen sich leicht zusammen, und sie antwortete:

»Ich habe mich keiner ungerechtfertigten Zurückhaltung gegen dich schuldig gemacht, meine gute Nanon. Ich habe dieses Geheimnis ja erst aus dem letzten Brief erfahren, welchen Papa mir schrieb. Hier, lies selbst.«

Ihre Stimme klang kräftig, voll und rein wie Glockenton. Man hörte es ihr an, dass sie vom gebieterischsten Befehl bis herab zum süßesten Liebesgeflüster aller Modulationen fähig sei. Es war das eine Stimme von seltener Fülle und dabei doch biegsam und weich; sie besaß die Kraft des Herrschens und die Innigkeit des Einschmeichelns; sie klang so sonor und doch so warm; ihr Ton schien nicht zwischen den Ligamenten des Kehlkopfes, sondern in der Tiefe der Brust gebildet zu werden oder aus der untersten Kammer des Herzens, dem heiligsten Innern der Seele, zu kommen. Wer die Stimme hörte, wurde gebannt und ergriffen wie einer, der im Dunkel eines hohen Domes kniet und plötzlich aus der Höhe des Orgelchores wunderbare, zauberische Klänge aus dem Mund unsichtbarer Sänger erzittern hört.

Marion griff in ein zierliches Saffiantäschchen, welches an ihrem Gürtel hing und dessen massiv goldener Bügel mit echten Ceylonperlen besetzt war; sie zog einen Brief hervor, welchen sie der Freundin reichte. Diese öffnete ihn, und während sie las, nahmen ihre lieblichen Züge den Ausdruck des höchsten Erstaunens an; als sie das Blatt wieder zusammengefaltet hatte und es zurückgab, sagte sie unter einem bedenklichen Schütteln des feinen Köpfchens:

»Das ist wirklich ganz außerordentlich! Du sollst schleunigst nach Hause zurückkehren, um den dir bestimmten Bräutigam kennenzulernen. So hast du diesen Oberst, Graf Rallion, noch niemals gesehen?«

»Nie. Ich weiß nur, dass die Rallions von sehr altem, aber verarmtem Adel sind, und dass der jetzige Chef der Familie die Gunst der Kaiserin, also auch des Kaisers, in hohem Grade besitzt. Dies ist jedenfalls der Grund, dass sein Sohn bereits Oberst ist, obgleich er ein noch jugendliches Alter zu besitzen scheint.«

»Aber wie kommt dein Papa zu dem Projekt dieser rein geschäftsmäßigen Verbindung?«

»Das ist auch mir ganz unbegreiflich. Ich werde es aber baldigst erfahren.«

Diese Worte waren in einem sehr bestimmten Ton gesprochen, und jetzt konnte man deutlich das energische Erzittern der Nasenflügel beobachten.

»Kennt der Oberst dich vielleicht, Marion? Als Freundin darf ich dir wohl sagen, dass du sehr, sehr schön bist. Es ist leicht möglich, ja wahrscheinlich, dass er dich zu besitzen wünscht, wenn er dich einmal gesehen haben sollte.«

Die Gefragte ließ ein merkwürdig geringschätziges Lächeln um ihre schönen Lippen spielen, als sie antwortete:

»Das wäre wohl ganz und gar kein Grund, ihm meine Freiheit und Selbstständigkeit zu opfern. Wer mich einst besitzen will, der muss es verstehen, sich nicht nur meine Liebe, sondern auch meine größte Hochachtung zu erwerben. Ich werde mich niemals verschenken.«

So sprechend, warf sie den Kopf mit einer unnachahmlich stolzen Bewegung zurück. Man sah, dass sie sich ihres Wertes sehr wohl bewusst war.

»Ah, du hast wohl gar ein Ideal?«, fragte Nanon lächelnd.

»Ich habe eins, wie jedes junge Mädchen«, lautete die Antwort. »Ich weiß auch, dass dieses Ideal ein Unding, ein Fantasiegebilde ist. Aber eigentümlich ... eigentümlich ...«

Sie hielt mitten in Satz inne. Ihre vorher so selbstbewusst leuchtenden Augen nahmen plötzlich einen sinnenden Ausdruck an, mit dem sie sich durch das offene Fenster hinaus auf die Wellen richteten, welche unter dem Rad des Dampfers wild hervorschäumten und weit ausgreifende, dunkle Wasserfurchen bildeten, deren gischtgekrönte Massen die diamantenen Strahlen des Sonnenlichtes zurückwarfen.

»Was?«, fragte die Freundin. »Was ist eigentümlich?«

Marion strich sich mit der Hand leise über die Stirn und antwortete langsam:

»Es ist eigentümlich, ja sogar wunderbar, dass ich einen Mann gesehen habe, welcher ganz genau den Körper, das Äußere meines Ideals besitzt. Die Seele freilich wird demselben desto unähnlicher sein. Ich war fast erschrocken, als ich die Gestalt, von welcher ich so oft geträumt hatte, plötzlich in Wirklichkeit erblickte.«

»Das ist allerdings fast ein Wunder zu nennen. Du bist glücklich, liebe Marion. Wenn doch auch ich einmal mein personifiziertes Ideal sehen könnte! Aber sag, wo hast du den Mann getroffen, und wer war er?«

»Es war in Dresden, und er war Offizier. Ich fuhr nach dem berühmten Blasewitz, welches Schiller durch seine ›Gustel‹ verewigt hat, und begegnete da auf der Straße einer kleinen Truppe von Offizieren. Sie jagten an meinem Wagen vorüber, flüchtig wie Phantome, und doch sah ich das Bild meiner Träume unter ihnen – es war dabei.«

»Wie interessant, wie romantisch, liebe Marion, hast du ihn wiedergesehen?«

»Ihn nicht; aber – sein Bild!«

»Ach! Erzähle! Du hast dich vielleicht nach ihm erkundigt?«

»Wie wäre dies möglich gewesen? Übrigens erwartetest du mich in Berlin; ich hatte



Eile. Aber du weißt, dass ich mich in Berlin fotografieren ließ. Ich musste einige Augenblicke ganz allein im Atelier warten und betrachtete die Porträts und Landschaften, welche da an den Wänden hingen und auf den Tischen lagen. Da – da erblickte ich sein Bild. Er war es, ganz genau getroffen, genau so stolz und schön, in der Ulanenuniform, wie er in Dresden an mir vorübergestürmt war. Sein Bild hatte Visitenkartenformat; es war ein Brustbild, es lagen einige Dutzend Exemplare auf einem Häufchen beisammen auf dem Tisch ...«

»Welch glücklicher Umstand!«, rief Nanon. »Weißt du, was ich an deiner Stelle getan hätte?«

»Jedenfalls dasselbe, was ich tat«, lächelte Marion. »Ich war allein; niemand sah es – ich wurde zur Diebin; ich stahl eine der Karten und steckte sie zu mir.«

Da schlug Nanon fröhlich die Hände zusammen und frohlockte:

»So werde auch ich dein Ideal zu sehen bekommen! Welch eine durchtriebene Spitzbübin doch diese stolze, kühle Marion ist! Du hast dir die Fotografie doch heilig aufbewahrt?«

»Das versteht sich!«

»Oh, wenn du sie doch bei dir hättest! Ich vergehe vor Neugierde, vor Sehnsucht, das schöne Traumbild, das sich so unverhofft verkörpert hat, zu sehen, lerne ich doch so die innersten Regungen deines Herzens kennen!«

Ihre Augen richteten sich mit wirklicher Begierde auf Marions Hände, welche nach dem bereits erwähnten Täschchen griffen, um dasselbe zu öffnen und die dort verborgene Karte hervorzuziehen.

»Du hast sie? Sie ist da?«, fuhr sie fort. »Nun sollte noch sein Name dabeistehen; denn du könntest den Fotografen unmöglich nach demselben fragen, da der Mann sonst ja gewusst hätte, wer den Raub begangen hat.«

»Der Name steht auf der Rückseite«, bemerkte Marion. »Hier hast du sie!«

Nanon griff mit größter Schnelligkeit zu, drehte sich leicht seitwärts, damit das Licht voll auf das Bild fallen könne und betrachtete es, indem ihr Gesichtchen eine ungeheure Spannung verriet. Sie hielt die Karte abwechselnd nah und entfernt vor die Augen, um sich ein genaues Urteil zu bilden, und sagte dann:

»Ein schöner, ein herrlicher Kopf!«

»Nicht wahr?«, bemerkte Marion mit leuchtenden Augen.

»Und der Name?« Nanon drehte die Karte um und las:

»Rittmeister Richard von Königsau. Auch ein schöner Name. Nicht, Marion?«

Die Gefragte nickte leise mit dem Kopf und sagte:

»Und eigentümlich ist es, dass ich meinem Ideal stets auch den Namen Richard gegeben habe. Richard Löwenherz ist mir der liebste Held der Geschichte, und Richard ist mir der liebste Mannesname.«

»Ich stelle mir Richard Löwenherz allerdings anders vor als diesen Rittmeister. Ich möchte diesen Letzteren doch lieber mit dem Recken Hüon in Wielands Oberon vergleichen. Diese Stirn, dieses Auge, dieser Mund, dieses ganze Gesicht, man muss es

beim ersten Anblick lieben. Ich verstehe nichts, gar nichts von Physionomik; ich lasse am liebsten mein Herz, mein Gefühl, meine Ahnung entscheiden.«



»Ein schöner, ein herrlicher Kopf!«, sagte Nanon, das Bild betrachtend.

»Nun, was sagt dir deine Ahnung? Wie beurteilt sie ihn, liebe Nanon?«

»Dieser Mann ist selbstbewusst, aber nicht adelstolz; sein starker Körper birgt ein tiefes Gemüt, er ist kühn und verwegen, scheint mir jedoch auch auf dem Felde der List ein gefährlicher Gegner zu sein. Seine Stirn ist die eines geübten Denkers, und sein Mund scheint mir der Rede mächtig zu sein, schweigende Beobachtung jedoch vorzuziehen. Sein Naturell ist jedenfalls, um mich der wissenschaftlichen Ausdrücke zu bedienen, ein cholerisch-phlegmatisches, das heißt, er ist heiß-, aber langsamblütig, er fühlt und empfindet tief, lässt sich aber von der Gewalt des Augenblickes nicht beherrschen.«

Da nahm Marion mit einem erfreuten, melodischen Lachen der Freundin rasch das Bild aus der Hand und sagte:

»Halte ein! Du beschreibst ihn ja als ein wahres Wunder! Wenn er wirklich so wäre, wie du ihn beurteilst, so gliche er meinem Ideal ganz genau, und ich müsste es sehr bedauern, dass ich über die Familie der Königsau nichts, gar nichts erfahren konnte, obgleich ich dir aufrichtig gestehe, dass ich mir alle mögliche Mühe deswegen gegeben habe.«

»Du brauchtest dir ja nur den Gothaer Adelskalender zu kaufen.«

»Er war nicht vorrätig, und ich bestellte ihn mir. Da aber rief mich der Brief des Vaters ab, und ich musste Order geben, mir den Kalender nachzuschicken. Bis ich ihn erhalten werde, habe ich mich in Geduld zu fassen. Ah, wie schade!«

Diese letzten Worte wurden leise gesprochen. Sie galten dem Grafen, welcher gerade in diesem Augenblick in die Kajüte trat, um zu sehen, ob sich hier ein Gesicht finde, welches wert sei, geküsst zu werden. Als er die beiden Damen erblickte, drückten seine Mienen ein schlecht verborgenes Erstaunen aus; er machte eine tiefe Verbeugung und zog sich schnell wieder zurück. Draußen auf der Treppe murmelte er:

»Die Baronesse de Sainte-Marie! Da wäre eine kleine, liebenswürdige Zudringlichkeit am unrechten Platz. Sie versteht es, sich unnahbar zu halten.«

Er kehrte auf das Deck zurück.

»Nun, etwas gefunden?«, wurde er gefragt.

»Allerdings«, antwortete er. »Aber ich habe doch recht, diese Deutschen haben gar keine charakteristischen Züge. Als ich da unten endlich eine Schönheit entdeckte, ist sie eben eine – Französin.«

»... die du aber nicht zu attackieren wagtest. Du bist schnell genug davongelaufen.«

»Weil ich sie zufälligerweise kenne. Mit ihr ist nicht zu spaßen!«

»Ah, die muss man sich ansehen!«, lachte einer. »Ist sie es wirklich wert?«

Der Graf zuckte überlegen mit den Schultern und antwortete: »Sie gilt für die größte Schönheit nicht bloß von Paris, sondern von ganz Frankreich.«

Diese Worte brachten eine sichtbare Aufregung unter diesen Lebemännern hervor.

»Und erbt einmal eine ganz respektable Anzahl von Millionen«, fuhr der Graf fort.

»Ihr Name?«, fragte der vorige Sprecher. »Schnell!«

»Die Dame ist die Baronesse Marion de Sainte-Marie!«

»De Sainte-Marie! Ah, die ist allerdings berühmt! Ich werde sogleich gehen, um mich

ihr vorzustellen. Einer solchen Schönheit muss man huldigen.«

Der Sprecher wollte wirklich davoneilen, wurde aber vom Obersten am Arm gepackt und zurückgehalten.

»Halt!«, sagte dieser Letztere. »Bleib hier! Dieser Dame wird keiner von euch huldigen.«

»Warum?«, lautete die Frage.

»Weil ich allein das Recht zu dieser Huldigung habe; sie ist meine Braut.«

Sie alle blickten ihn fast bestürzt an. Keiner von ihnen wusste, dass der Oberst verlobt sei. Und nun gar mit der berühmtesten Schönheit von Paris! Er wurde mit den verschiedensten Fragen bestürmt und beantwortete sie alle in summa, indem er erklärte:

»Die Sache ist kurz folgende: Mein Vater schreibt mir, dass er die Tochter eines Freundes mir zur Frau bestimmt habe. Ich habe die Dame zwar noch nicht gesehen, fand aber keinen Grund, mich dem Willen meines Vaters zu widersetzen. Die Dame ist die Baronesse de Sainte-Marie. Sie war ebenso verreist wie ich und kehrt ebenso wie ich auf den Ruf ihres Vaters in die Heimat zurück. Wir befinden uns auf demselben Schiff, ohne uns gesehen zu haben oder persönlich zu kennen. Es versteht sich ganz von selbst, dass ich mein Recht auf ihre Person behaupte. Ich gehe jetzt, ihre Bekanntschaft zu machen, und verbitte mir jede Einmischung von eurer Seite auf das allerstrengste.«

Sein Gesicht hatte den Ausdruck dabei gewechselt. Es schien ein vollständig anderes zu sein. Vorher hatte man es schön und regelmäßig nennen müssen, jetzt aber war es das gerade Gegenteil. Die Nase war spitz und kreideweiß geworden, die Lippen hatten sich in der Mitte geschlossen, während die beiden Mundwinkel zwei Öffnungen bildeten, aus denen er seine Worte hervorzischte. Die Stirn hatte sich so in Falten gelegt und zusammengezogen, dass das Toupet seines Kopfhaares fast die Brauen berührte. Von den aufgeblähten Nasenflügeln gingen zwei tiefe Furchen bogenförmig nach dem Kinn herab, und alles Blut seines erbleichten Gesichtes schien sich nach dem muskulösen Stierhals zurückgezogen zu haben, dessen heimtückische Stärke zu dem keineswegs riesigen Bau des übrigen Körpers in gar keinem Verhältnis stand.

Die größte Veränderung aber war mit seinen Augen vorgegangen. Sie hatten vorher eine ganz entschieden graue Farbe gehabt, waren aber unter dem Einfluss des Zornes erst dunkel, fast schwarz geworden und hatten dann in schneller Folge alle Färbungen bis zu einem boshaft leuchtenden Gelbgrün durchlaufen, welches umso infernalischer glühte, als die kleinen, feinen Äderchen des Augapfels sich rasch mit Blut gefüllt hatten und mit ihrer Röte fast das Weiße verdrängten.

Als der Oberst sich jetzt umdrehte und die Treppe zur Kajüte hinabstieg, blickten ihm die anderen wortlos nach, und nur der Graf sagte mit schüchternem Lachen:

»Da steckt er wieder einmal die Teufelsflagge heraus!«

Er hatte vollkommen recht. Der Ausdruck, welchen das Gesicht des Obersten gezeigt hatte, war ein geradezu diabolischer zu nennen. Ein solches Gesicht und kein anderes hatte der Teufel gemacht, als er den Grundstein zur Hölle legte. Ein solches Gesicht musste er machen, sooft er die Seele eines Verdammten in den Pfuhl stieß, dessen



Schwalch niemals verlöscht, und ein solches Gesicht muss er machen, wenn er sich an den Qualen ergötzt, welche die Gerichteten erleiden, denen jede Hoffnung genommen ist für alle Ewigkeit. Wer dieses Gesicht sah, der musste wissen, dass dieser Graf Rallion ein Teufel sein konnte, ein hinterlistiger, grausamer, erbarmungsloser Teufel, der kein Verbrechen scheute und vor nichts zurückbebt, wenn es galt, ein Ziel zu erreichen, welches er sich gesteckt hatte. Dieses faszinierende, gelbgrüne, giftige Auge hatte den höllischen Blick, den die Italiener Malocchio nennen und von welchem sie meinen, dass jeder, auf dem er haftet, unwiderruflich dem Unglück verfallen sei.

## 2. Kapitel

Am frühen Morgen desselben Tages saßen in Simmern, dem Hauptstädtchen des Hunsrück, zwei Herren, ein älterer und ein jüngerer, am Tisch eines niedrigen Zimmers, um ihren Kaffee zu trinken. Ihre Mienen zeigten dabei keineswegs jene Behaglichkeit, mit welcher man sich dem Genuss des braunen Mokkatrunkes hinzugeben pflegt; es schien vielmehr, als sei die Unterhaltung, welche sie führten, auf einen sehr ernsten Gegenstand gerichtet.

Beide waren Offiziere, und beide trugen Uniformen, der ältere die eines Generals und der jüngere, welcher vielleicht achtundzwanzig Jahre zählen mochte, die eines Ulanenrittmeisters.

Dieser Letztere war ein ausgezeichnet schöner Mann. Obgleich er auf einem tiefen Polstersessel ruhte, erkannte man doch seine hohe, breitschultrige, höchst ebenmäßige Gestalt. Sein von einem vollen, blonden Bart umrahmtes Gesicht war von einem weichen, aber doch edlen, männlichen Schnitt. Aus seinen blauen, treuherzigen Augen blickte jene Gutmütigkeit, welche riesenhaft gebauten Menschen eigen zu sein pflegt; doch lag auf der Stirn eine unermüdliche Willensfestigkeit und Energie, und unter den Spitzen des Schnurrbartes versteckte sich ein leiser, schalkhafter Zug, welcher widerwillig einzugestehen schien, dass der ausgesprochenen Gutmütigkeit unter Umständen eine ganz hinreichende Menge von Verschlagenheit und Berechnungsgabe zu Gebote stehen könne.

»Also, lieber Königsau, Ihre Instruktion haben Sie begriffen?«, fragte der General.

»Sie ist nicht sehr schwer zu verstehen, Exzellenz«, antwortete der Gefragte.

»Sehr wohl! Den Feldzugsplan müssen Sie selbst entwerfen. Ich kann Ihnen dies ohne Furcht überlassen, da ich weiß, was für ein gewandter Taktiker Sie sind. Es bleibt mir also nur noch übrig, Ihnen die Namen zu nennen. Wollen Sie sich dieselben notieren?«



Die Unterhaltung der beiden Offiziere schien sehr ernst.

Der Rittmeister zog eine Briefftasche hervor, dann fuhr der General fort:

»Der Liebling Napoleons, von welchem ich sprach, ist der Graf Rallion, und der Vertraute des Kriegsministers Leboeuf, den ich Ihnen bezeichnete, ist der Baron von Sainte-Marie. Der Graf hat einen Sohn und der Baron eine Tochter; die beiden Letzteren kennen sich noch nicht, sollen sich aber heiraten. Sie werden in Ortry unweit der Luxemburger Grenze in der Nähe von Thionville zusammentreffen. Ortry gehört dem Baron. Dieser hat aus der Ehe mit seiner zweiten Frau einen Knaben, den seine Lehrer leidlich verwahrlost haben; darum engagiert der Baron einen deutschen Präzeptor für den Jungen, und dieser Lehrer sollen Sie sein.«

»Unter welchem Namen, Exzellenz?«

»Hier ist Ihre Legitimation, und hier sind auch Empfehlungsbriefe. Es wird ganz auf Sie ankommen, ob Sie Erfolg haben werden. Übrigens haben wir bereits für alles gesorgt, sogar für Fotografien der betreffenden Personen, damit Sie sich im Voraus zu orientieren vermögen.«

Er nahm aus der Briefftasche, aus welcher er bereits die Empfehlungsbriefe und die Legitimation gegeben hatte, mehrere Fotografien und legte sie dem Rittmeister einzeln vor.

»Hier«, fuhr er fort, »haben Sie das Brustbild des Grafen Rallion; hier ist sein Sohn, der Oberst; ferner sehen Sie hier den Baron de Sainte-Marie; dies ist sein Junge; der Schlingel sieht nach gar nichts Gutem aus. Desto größeren Eindruck macht seine Stiefschwester Baronesse Marion. Hier ihr Porträt. Ich muss Sie vor derselben warnen, ich gestehe, dass ich nicht weiß, ob ich in Ihren Jahren solchen Augen widerstanden hätte.«

Er hatte diese letzten Worte im Scherz gesprochen. Der Rittmeister nahm das Bild. Kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, so fuhr er vom Sessel empor.

»Was ist's?«, fragte der General. »Kennen Sie die Dame?«

Das Rot der Beschämung flog über das Gesicht des Rittmeisters. Ein wackerer Soldat darf sich nicht überraschen lassen.

»Nein, Exzellenz«, antwortete er, sich wieder setzend.

Der Vorgesetzte blickte ihm wohlwollend, aber forschend in die Augen und sagte:

»Es schien mir doch so. Warum erstaunen Sie?«

Der Rittmeister zögerte ein Weilchen mit der Antwort, erklärte dann aber:

»Ich sehe, dass ich sprechen muss, um kein Misstrauen aufkeimen zu lassen. Ich sah auf einem Spazierritt in der Nähe Dresdens eine Dame, deren ebenso wunderbare wie eigentümliche Schönheit einen großen Eindruck auf mich machte, obgleich ich sie nur im Vorüberschreiten erblickte.«

»Ah, endlich einmal Feuer gefangen!«, lachte der General.

Richard von Königsau errötete abermals und verteidigte sich: »Ich habe bisher nur meiner Pflicht leben wollen, denn ich bin arm und diene, wie Exzellenz wissen, auf Avancement – Beförderung –. Darum nahm ich mir nicht Zeit, mich nach einem zarten Verhältnis zu sehnen.«

»Oh, gerade da Sie arm sind, mussten Sie nach einer reichen Heirat trachten!«

»Ich bitte um Entschuldigung, Exzellenz, dass ich hierin meine eigene Ansicht habe. Ich mag meiner Frau nur mein Lebensglück, nicht aber äußeren Besitz und sonstige Vorteile verdanken. Ich will meinem Herzen das Recht geben, sich ein zweites Herz zu wählen. Der kurze Augenblick auf dem Ritt zwischen Dresden und Blasewitz wäre vielleicht bedeutungsvoll geworden, wenn er mir einen Anknüpfungspunkt geboten hätte. Da kam ich einige Tage später in Berlin zum Fotografen, um mir bestellte Karten abzuholen, und erblickte bei ihm das – Bild jener Dame. Ich bat um einen Abzug davon, erhielt ihn aber nicht, da der Mann dies nicht mit seiner Pflicht vereinigen zu können erklärte. Ja, ich konnte nicht einmal ihren Namen erfahren, weil sie ihn nicht genannt, sondern erklärt hatte, dass sie ihre Fotografien selbst abholen werde. Exzellenz werden sich nicht wundern, dass ich überrascht war, nun hier das Bild zu sehen und den Namen zu erfahren.«

Der General lächelte freundlich und meinte:

»Und ebenso wenig werden Sie sich darüber wundern, dass es Leute gibt, gegen welche gewisse Fotografen gefälliger sind als gegen Sie. Aber, lieber Rittmeister, die Erfüllung Ihrer Pflicht wird Ihnen jetzt bedeutend schwerer fallen, als Sie vorher dachten. Es ist kein Spaß, sich der Dame seines Herzens als Präzeptor, als Schulmeister, vorstellen zu müssen, während man ganz andere Meriten hat!«

Da trat bei dem Rittmeister jener verborgene Zug von Schalkheit und List deutlicher hervor, er machte eine unternehmende Handbewegung und antwortete:

»Erstens kann ich die Baronesse ja gar nicht als die Dame meines Herzens erklären, und zweitens glaube ich nicht, dass die Cœurdame meiner Aufgabe gefährlich werden kann.« Und ernster fügte er hinzu: »Exzellenz wissen, dass ich nie leichtsinnig spiele.«

»Ich weiß das, Rittmeister, ich weiß es!«, versicherte der General. »Ich bin ganz und gar ohne Besorgnis und entlasse Sie jetzt mit der Überzeugung, dass Sie unsere Zufriedenheit erlangen werden. Unser Kaffee ist getrunken und unser Gespräch zu Ende. Gehen Sie mit Gott, Herr Ritt-, wollte sagen, Herr Schulmeister!«

Er hatte sich erhoben und reichte Richard die Hand. Dieser drückte sie ehrfurchtsvoll und zugleich bescheiden freundschaftlich, streckte die empfangenen Papiere und Fotografien zu sich und ging.

Auf seinem Zimmer angekommen, zog er Marions Bild hervor, betrachtete es aufmerksamer, als er es vorher gekonnt hatte, drückte es dann an seine Lippen und flüsterte so innig, so zärtlich, als ob das Mädchen vor ihm stehe:

»Ja, du bist's, du bist's, nach der ich mich so heiß gesehnt habe. Oh, nun werde ich dich sehen, ich werde deine Stimme hören und in deiner Nähe sein dürfen! Aber – ach, dieser Oberst, dieser Rallion! Soll er sie bekommen? Er kennt sie nicht und sie ihn auch nicht. Also eine Konvenienzheirat oder vielleicht noch schlimmer. Pah, wir werden jetzt wohl sehen! Anstatt vor einer, stehe ich jetzt vor zwei Aufgaben, ich habe meine Pflicht zu erfüllen und meinem Herzen zu genügen. Lasst uns sehen, wer den Preis erhält, der Franzose oder der Deutsche!«

Er klingelte. Sein Bursche erschien.



»Hast du alles besorgt, Fritz?«, fragte der Rittmeister.

»Alles, auch den verteufelten Buckel«, lautete die Antwort. »Wollen Sie sich das Ding denn wirklich aufschnallen, Herr Rittmeister?«

Richard brauchte doch einige Zeit, ehe er sich entschied.

»Ja. Es bleibt alles bei meinem früheren Entschluss. Der Buckel kann übrigens gar nicht weggelassen werden, da er in meiner Legitimation angegeben ist.«

»Und wann reisen Sie ab, gnädiger Herr?«

»Sobald du fertig sein wirst. Das wird nicht lange dauern, denn da du ein gelernter Friseur bist, so wird es dir von der Hand gehen.«

»Aber der prachtvolle Bart!«

»Er wird wieder wachsen, Fritz. Die Hauptsache ist, dass ich hier aus dem Hause komme, ohne dass man meine veränderte Gestalt bemerkt. Ich werde dich und den Wagen vor der Stadt erwarten. Ich fahre über Kirchberg nach Trarbach, wo ich morgen früh den Moseldampfer besteige. Doch werde ich im letzten Dorf vor Trarbach den Wagen verlassen, da es auffallen würde, wenn ein Schulmeister per Equipage ankäme. Der General wird ihn dort abholen lassen. Wir beide reisen weiter, ohne uns zu kennen. Ich gehe als Erzieher nach Ortry, und für dich wird sich in der Nähe ein Plätzchen finden lassen, wo du mir zur Disposition stehen kannst, ohne dass deine Anwesenheit auffällig erscheint oder Misstrauen erweckt. Fang jetzt an!«

Eine Stunde später verließ ein Mann auf der Kirchberger Straße die Stadt Simmern, den man auf den ersten Blick für einen Jünger der Erziehungskunst halten musste. Seine früher hohe Gestalt war – wohl vom vielen Studieren – vornübergebeugt und steckte in einem engen, ziemlich verschossenen, aber sehr reinlich gehaltenen Anzug. Der Mann war buckelig, doch nahm ihm dieser bedauerliche Zustand nichts von der Würde seines Berufes, welche seinem ganzen Wesen sichtlich aufgeprägt war. Sein schwarzes, bereits spärliches Haar fiel lang bis auf den Kragen eines Frackes herab, der vor zwanzig Jahren einmal in der Mode gewesen war. Der Zylinderhut auf seinem Kopf und der graublau Regenschirm unter seinem Arm waren gewiss langjährige Gefährten dieses Frackes, und das einfache Messinggestell der großglasigen blauen Brille schien auch nicht kürzere Zeit auf dem Nasenrücken ihres Eigentümers gethront zu haben.

Nach einiger Zeit wurde dieser Mann von einer unbesetzten Equipage eingeholt, und der Kutscher hatte die Freundlichkeit, den Mann als nicht zahlenden Passagier aufsteigen zu lassen.

Sie erreichten Kirchberg, fuhren, ohne anzuhalten, durch diesen Ort und kamen in der Abenddämmerung an ein Dorf, vor welchem der Gast ausstieg. Er ging durch das Dorf und kam an ein kleines Wäldchen, in welchem er wartete, bis nach einer halben Stunde der Kutscher wieder zu ihm stieß, dieses Mal jedoch zu Fuß gehend.

»Alles in Ordnung?«, fragte der Mann.

»Ja, Herr Rittmeister!«

»Pst, lass den Rittmeister jetzt beiseite! Du kennst mich jetzt gar nicht, und wenn wir uns später sprechen, bin ich für dich nur der Doktor der Philosophie Andreas Müller.

Verstanden?«

»Sehr wohl, Herr Doktor!«

»So komm!«

Sie wanderten miteinander durch die einbrechende Nacht und erreichten Trarbach kurz vor neun Uhr abends. Hier trennten sie sich, um jeder einen anderen Gasthof aufzusuchen. Da beide nicht bekannt hier waren, mussten sie die Wirtshäuser erst erfragen. Doktor Müller traf einen Mann, welcher auf seine Frage ihm zur Antwort gab:

»Kommen Sie, ich werde Sie führen, denn ich gehe ein Glas Wein trinken, unser Weg ist also derselbe. Große Ansprüche werden Sie allerdings nicht machen können, denn heute hat das Schiff aus Koblenz hier angelegt, und es sind viele Reisende hier ausgestiegen, welche natürlich die besten Zimmer besetzt haben.«

Müller fand die Wahrheit dieser Worte bestätigt. Es gelang ihm zwar, noch einen Platz zu erhalten, doch lag der Raum hoch unter dem Dach, woraus er sich freilich nicht viel machte.

Die Gaststube, in welcher er sein Abendbrot einnahm, war ziemlich geräumig. Es befand sich da ein Billard, an welchem die französischen Herren spielten, welche mit dem Dampfer angekommen waren. Sie traten hier ebenso laut und rücksichtslos auf, wie auf dem Fahrzeug, und taten, als ob außer ihnen niemand zugegen sei. Auch der Oberst befand sich noch bei ihnen. Er war jetzt der Übermütigste von allen. Er hatte sich der Baroness vorgestellt und ihre Seite nicht eher wieder verlassen, als bis er ihr die besten Zimmer dieses Hauses hatte zur Verfügung stellen können. Sie hatte ihn vollständig bezaubert. Er befand sich in einer Art von Rausch und hätte, voll Glück, eine solche Braut zu besitzen, die größte Tollheit begehen können.

Marion war höchst überrascht gewesen, als er ihr seinen Namen genannt hatte. Ihre erste, augenblickliche Regung war gewesen, ihn abweisend zu behandeln, um sich gleich von vornherein ihre Freiheit zu bewahren, doch war er so tadellos, so ausgezeichnet courtois gewesen, dass sie es für ganz unmöglich gefunden hatte, die schickliche Höflichkeit außer acht zu lassen. Er hatte mit keiner Silbe das Verhältnis erwähnt, in welches sie zueinander treten sollten, er hatte nicht in der leisesten Weise merken lassen, dass er sich die Erlaubnis nehmen könnte, zu ihr anders als zu einer vollständig fremden Dame zu sprechen, und so hatte sie ihm keine abschlägige Antwort geben können, als er sie gebeten hatte, ihr später gute Nacht sagen zu dürfen. Er war schön, er war im höchsten Grade galant; sie fühlte keine Abneigung gegen ihn und beschloss, erst dann Stellung für oder gegen ihn zu nehmen, nachdem sie seinen Charakter und die Gründe kennengelernt haben würde, welche ihren Vater veranlasst hatten, eine Verbindung zwischen ihr und ihm nicht nur zu wünschen, sondern in einer Weise anzukündigen, welche keine Zeitversäumnis und keinen Widerspruch dulden zu wollen schien.

Die Herren befanden sich gerade inmitten einer Partie, als die Uhr die zehnte Stunde schlug. Der Oberst zog seinen Chronometer heraus, um die Zeit zu vergleichen, und sagte:

»Schon so weit! Ihr müsst mich entschuldigen. Ich muss zur Baronesse, um mich für heute bei ihr zu verabschieden.«

»Gehe!«, meinte einer. »Ich werde für dich stoßen.«

»Ich bitte dich darum. Oder ah!« Sein Blick war auf Müller gefallen, welcher in der Nähe des Billards saß und dem Spiel zuschaute. »Ich will dich nicht belästigen und mir lieber einen anderen Vertreter bestellen.«

Während dieser Worte trat er auf Müller zu und sagte:

»Ich bin Graf Rallion. Wer sind Sie?«

Müller hob den Kopf und betrachtete den Fragenden vom Kopf bis zu den Füßen hinab.

»Ah, Graf Rallion!«, dachte er. »Das ist ja der Gegner, mit dem du dich zu messen haben wirst!« Und laut antwortete er: »Ich heiße Müller und bin Erzieher.«

Er hatte diese Worte trotz der rüden Anfrage des Obersten in einem höchst bescheidenen Ton gesprochen.



»Ich bin Graf Raillon. Wer sind Sie?«, fragte der Oberst.